

Brigitte Hutt

Tod des Autors

Kein Kriminalroman

© des Titels »Tod des Autors« von Brigitte Hutt (978-3-95705-020-5)
2017 by riva (powered by 100 FANS, Münchner Verlagsgrouppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.100fans.de>



100 FANS

TEIL 1 – AUTOR

Das Zittern wollte nicht aufhören. Die Buchstaben im Display tanzten unsicher vor ihren Augen. Aus – auf – aufgelegt. Aus. Das Wort ging ihr wieder und wieder durch den Kopf, und sie verstand es nicht. Aus. Sie versuchte, sich zu konzentrieren. Der Anruf aus Venedig. Gebrochenes Deutsch. »Signora Ermane?« Dann die trotz des Akzents deutlich zu verstehende Aussage: »Ihr Mann ist zusammengebrochen, tot.« Tot. Simon, der lebenslustigste Mensch, den es gab, der liebevollste, zärtlichste, begeistertste ... Jetzt kamen die Tränen. Nein, bitte, nein, das konnte nicht sein, das durfte nicht sein. Nein!

Nach einiger Zeit hatte sie sich so weit gefasst, dass sie anfang zu überlegen, wie es jetzt weitergehen solle. Sie musste sich zusammenreißen, aufhören zu zittern. Überlegen, was jetzt zu tun sei. Sie musste, musste unbedingt, mit jemandem reden. Das Ganze klären. Verstehen. Aufklären. Sie musste nach Venedig, am besten mit jemandem, der Italienisch sprach, musste klären, was wirklich los war, ob Simon wirklich – sie konnte den Satz immer noch nicht zu Ende denken. Dann griff sie entschlossen wieder zum Telefon, lehnte sich an die Wand, um das Zittern zu unterdrücken, und rief Max an. Der meldete sich mit dem üblichen begeisterten »Maria, meine Liebe, wie geht es dir?«. Da war es um ihre Fassung geschehen. Sie brachte zwischen krampfhaften Schluchzern nur noch einzelne Worte wie »Simon ... Venedig ... tot« hervor. Gott sei Dank begriff Max schneller als sie vorhin und sagte: »Ich komme. Bin gleich da, ganz ruhig.«

Sie rutschte an der Wand hinunter auf den Teppich und starrte blicklos vor sich hin, Gedanken im Kopf umherwirbelnd.

Simon. Die Liebe ihres Lebens. Simon. Mit Anfang zwanzig hatte sie ihn zum ersten Mal getroffen, in Frankfurt, auf der Buchmesse. Maria Hermann, Studentin der Anglistik, schlank, sportlich, fleißig, vorzeig-

bar, blaue Augen, glatte, meist sorgfältig zusammengebundene dunkelblonde Haare, freundlich, höflich, fand bei solchen Gelegenheiten immer einen Job. Damals arbeitete sie zeitweise für einen Cateringservice im Messezentrum. Soeben ein Tablett mit belegten Brötchen bei einem Verlagsstand ausgeliefert, flog ihr der Geldbeutel in hohem Bogen davon. Eine Gruppe von drei Männern brach in Lachen aus. Sie fand das gar nicht lustig, fühlte das Blut in ihr Gesicht aufsteigen und baute sich vor den dreien auf. »Gut, dass Ihnen so was nie passiert, was?«, rutschte ihr heraus, bevor sie sich bremsen konnte. Einer der Männer schaute sie erstaunt an. »Wie meinen Sie, bitte?« Die anderen redeten und lachten weiter. Maria dämmerte, dass sie gar nicht über ihr Missgeschick gelacht hatten, ja es nicht einmal bemerkt hatten.

Sie stammelte eine Entschuldigung und bückte sich nach dem Geldbeutel, der unter einen Prospektständer gerutscht war. Beim Wiederaufrichten stieß sie prompt gegen denselben Mann, der sie freundlich lächelnd festhielt. »Langsam, junge Dame. Kann es sein, dass Sie eine Pause brauchen? Vielleicht darf ich Sie auf einen Kaffee einladen, dort drüben an der Bar?«

Maria schaute auf die Uhr. Ja, eigentlich stand ihr jetzt eine Pause zu. Und so durcheinander, wie sie gerade war, war das nächste Tablett potenziell gefährdet – also Kaffee. Sie nickte, gefühlt immer noch rot im Gesicht. Der Mann ließ ihren Arm nicht los und führte sie zur Caf bar.

Er hieß Simon Ohlberg, war Mitte dreißig, hatte gerade einen Bestseller veröffentlicht und kn pfte hier auf der Buchmesse fleißig Kontakte. Aber was viel wichtiger war, zumindest für Maria: Er war der personifizierte Charme,  berspielte ihre Verlegenheit, stellte die richtigen Fragen, erzählte amüsante Anekdoten, und zwanzig Minuten später zitterte Maria nicht mehr wegen ihres Geldbeutelmissgeschicks, sondern nur noch, weil seine Hand immer noch ihren Arm berührte. Was für ein Mann! Kein Vergleich mit sonst jemandem, den sie kannte. Oh, wenn sie doch nur wüsste, wie sie für ihn interessant sein könnte!

Trotz ihres Gefühlswirrwarrs meldete sich ihr Pflichtbewusstsein, und sie erklärte ihm, dass sie zurück zur Arbeit müsse. Simon Ohlberg strahlte sie unverändert an und fragte direkt: »Und morgen, nach Messeschluss, haben Sie da schon was vor?«

Kurz darauf richtete sie wieder Häppchen und Brote an, ein freundliches Lächeln für jeden Kunden, aber im Kopf nur noch: »Morgen Abend, Sunset Bar, Simon.«

Türklingeln riss sie aus ihren Tagträumen. Nur mühsam wurde ihr die Gegenwart wieder bewusst. Richtig: Sie war in München, in ihrer Wohnung, ihrer und Simons schöner Schwabinger Wohnung, und – da war dieser Anruf vorhin gewesen.

Wieder klingelte es, und sie hörte gedämpft eine Stimme: »Maria? Maria, um Himmels willen, mach doch auf!« Sie rappelte sich auf, wankte durch den Flur und öffnete die Wohnungstür. Max, wie immer etwas atemlos, schoss in die Wohnung, zog sie in seine Arme und hielt sie eine Weile einfach nur fest. Dann schob er sie ein wenig von sich, schaute ihr forschend ins Gesicht und fragte: »Kannst du erzählen? Was ist passiert?«

Jetzt musste sie nicht einmal weinen. Mit ziemlich monotoner Stimme berichtete sie alles, was sie von dem Anruf noch wusste.

»Einfach so? Einfach so zusammengebrochen?« Max schien genauso ungläubig zu sein wie sie. »Und mehr weißt du nicht?«

»Nein. Nein ... Ich denke, ich muss hinfahren, oder? Formalitäten erledigen, die ... oh Gott!« Ihr wurde bewusst, dass sie jetzt schon nicht mehr an der Wahrheit zweifelte.

»Weißt du, Max, ich habe ja eigentlich immer darauf gewartet. Nein, nicht gewartet, aber ... aber ich war doch immer irgendwie darauf vorbereitet, weißt du? Irgendwann würde er wieder gehen, das wusste ich doch immer. Und wir waren so lange zusammen, es war so viel mehr, als ich erwartet hatte. Irgendwann würde Schluss sein, das wusste ich immer. Nur ... so plötzlich, und ... tot ... das ... das hatte ich ... verstehst du? Ach«, sie brach ab, hilflos, merkte selbst, wie wirr ihre Sätze klangen.

Max schaute sie immer noch stirnrunzelnd, zweifelnd an. »Er war nicht krank oder so etwas? Er war doch einfach nur auf Lesereise, ja? Wie immer? Wie so oft?«

»Ja, sicher. Nein, er fühlte sich wohl, hat sich gefreut auf die Lesereise und auf den kleinen Abstecher nach Venedig. Und genau da – vor zwei Tagen haben wir noch kurz telefoniert, alles war wie immer. Er hat gefragt, ob er mir was mitbringen sollte. Wir haben miteinander gelacht und uns auf die nächste Reise gefreut, da würde ich dann wieder mal dabei sein. Alles wie immer.

Aber weißt du, ich wusste doch immer, dass es nicht für ewig sein würde, dass irgendwann ... wenn es nicht ein anderes Leben, eine andere Frau sein würde, dann eben, na ja, er war 66, verstehst du?«

»66 ist bei Weitem kein Alter, in dem man einfach tot umfällt. 86 vielleicht, ja, aber ...«

Max brach ab und fuhr sich mit der Hand über das Gesicht. Auch er schien verwirrt und überfordert. Er war seit Ewigkeiten Simons Freund, verwaltete seine Finanzen, manchmal auch seine Termine, denn Simon hatte seine Chaosphasen. Gehabt. Hatte gehabt. Simon war nicht mehr.

Maria strich Max zart über die Wange. »Wir müssen – wohl lernen, es zu begreifen, Max. Auch wenn es schwer ist. Schwer!« Sie schluckte mühsam. »Was müssen wir denn jetzt tun?«

Sie spürte, wie nah ihr die Panik war. Nur jetzt nicht nachgeben, dachte sie. Es gibt jetzt genug zu tun, und trauern kommt später. Und ist dann vielleicht auch nicht mehr so schlimm.

Max hob das Telefon vom Boden auf und inspizierte die Nummer des letzten Anrufs. Kurz entschlossen drückte er die Wähltaste. Maria beobachtete ihn. Simons Freund, Simons Schatten. Mittelgroß, mittelblond, immer etwas nachlässig gekleidet, immer etwas im Schatten von Simon, dem gut aussehenden, strahlenden, in jedem Outfit perfekt gekleideten Simon. Jetzt nicht an Simon denken! Sie hörte Max italienisch reden, dann wieder zuhören, wieder reden, erregt diesmal.

Er stellte sich ans Fenster, hörte noch mal zu, antwortete einige Male: »Sì, sì, no – sì.« Dann nahm er Stift und Zettel von Marias Schreibtisch und notierte sich einiges. »Sì, grazie.« Noch ein paar Sätze, sie hörte »domani«, also »morgen«, heraus. Dann beendete er das Gespräch.

»Sie erwarten uns, morgen. Simon – Simons Körper«, er holte Luft, »ist ins Krankenhaus gebracht worden, aber sie haben nur noch den Tod feststellen können. Wir sollen uns um die Überführung kümmern. Wir könnten den Nachtzug nehmen! Packst du ein paar Sachen, ja? Und – ja, dann muss wohl – soll ich mit dem – dem Bestatter reden, oder machst du das lieber selber?«

Jetzt schien auch Max sich in Aktivitäten flüchten zu wollen.

»Nachtzug ist gut«, antwortete sie, »und ja, wenn du das mit dem Bestatter angehen könntest – ich wäre dir sehr dankbar. Ich ... muss ... irgendwie noch seine Familie, seine Schwester – ach.«

Jetzt flossen doch wieder Tränen. Max drückte sie an sich. Nach einer Weile sagte er: »Ich hole dich so in eineinhalb Stunden ab, ist das in Ordnung?«

»Ja, sicher. Und – danke, dass, dass ...«

»Schon gut, Süße. Dafür bin ich ja da.«

Max schien es jetzt eilig zu haben und warf die Wohnungstür hinter sich zu. Maria suchte eine Reisetasche und füllte sie mechanisch; Jeans, Bluse, Jacke, Wäsche. Sie war nie besonders modebewusst gewesen, hatte immer praktische Kleidung bevorzugt. Ganz im Gegensatz zu Rena, Simons Schwester. Sie war Kleinunternehmerin, manage zwei Schreibwarenläden in Langenhagen bei Hannover, sah immer perfekt aus, immer das richtige Outfit zu jeder Gelegenheit, immer die richtigen Worte zu jedermann. Wie Simon. Sie musste Rena anrufen, bald. Sie und Simons Schwester waren nie recht warm miteinander geworden; ob sie da jetzt die richtigen Worte fand? Rena war um einige Jahre jünger als Simon, war die pragmatischere von beiden, hatte auch nicht seinen Türöffner-Charme. Ganz im Gegensatz zu ihren

zwei Söhnen, die Simon im Wesen sehr ähnlich waren. Aber Simon und Rena standen sich sehr nah, das wusste sie. Der Schriftsteller und Frauenversther Simon und die energische, tüchtige, aber doch immer betont weiblich wirkende Unternehmerin Rena. Ein schönes Paar, die beiden. Oft hatte man schon Rena und ihre Söhne für Simons Familie gehalten, da sie gelegentlich bei öffentlichen Anlässen dabei waren.

Und wenn sie nun einen von den Jungen anrief? Ihn bat, es seiner Mutter zu erklären? Sie griff zum Telefon und suchte die Nummer von Jonas. Besetzt. Während sie Alexanders Nummer suchte, klingelte das Telefon. Jonas rief zurück. »Mary, my dear, was kann ich für dich tun?«

Simons Charme, Simons Stimme. Gott, war das hart.

»Sim... äh ... Jonas, Onkel Simon ist ... ist ...«, sie holte noch einmal Luft, »ist heute in Venedig ... gestorben.« Es war heraus, das war heraus. Schnell sprach sie weiter. »Max und ich fahren hin, du weißt schon, sein Freund Max, gleich nachher, mit dem Nachtzug. Bitte, Jonas, sagst du es bitte deinen Eltern und deinem Bruder? Ich kann ... grad nicht. Wir melden uns dann bei dir wieder, ja?«

Am anderen Ende war erst mal Schweigen. »Jonas?«

»Ja. Du bist sicher?« Jonas' Stimme klang gepresst.

»Ja. Da kam ein Anruf von der italienischen Polizei. Und Max hat dort noch einmal angerufen und nachgefragt. Er spricht ja Italienisch. Ich hätte es ja höchstens mit Englisch versuchen können, aber wenn Italiener Englisch sprechen, ist das ja kaum verständlich ...«, sie brach ab, weil ihr eigenes Geplapper ihr auf die Nerven ging. »Jonas, bitte, ich kann es doch selbst noch kaum glauben. Deshalb muss ich ja hin, ganz schnell.«

Jonas unterbrach sie: »Wie? Wie ist es denn passiert? Was ist genau passiert?«

Maria zuckte mit den Schultern, bevor ihr einfiel, dass Jonas das nicht sehen konnte. Dann sagte sie: »Er ist zusammengebrochen, und ... ich weiß auch nichts Genaues. Ich muss erst mal da hin. Bitte, sag du es den anderen, und ich melde mich dann wieder, ja? Bitte!«

»Ja, klar.« Ein langer Seufzer war zu hören, und dann: »Das musste ja wohl passieren.«

»Was meinst du damit?« Maria war verwirrt.

»Ach nichts, nur ... na, du weißt ja, wie umtriebig er immer war. So jemand stirbt nicht an Altersschwäche.« Jonas' Stimme war heiser, fast tonlos, dann räusperte er sich und wurde etwas lauter. »Ein schneller Tod, Maria, so hätte er sich das doch auch gewünscht. Kein Leiden, kein Kampf. Versuch, es so zu sehen, ja?«

»Ja.« Maria spürte Jonas' Versuch, sie zu trösten, und ging dankbar darauf ein. Noch ein paar hilflose Floskeln hin und her, und sie beendeten das Gespräch; Maria mit einem leicht unguuten Gefühl, das sie nicht benennen konnte. Hätte sie doch Rena ...? Jonas, mit dem sie sich immer so gut verstanden hatte ... Hatte sie etwas falsch gemacht? Sie versuchte, das Gefühl abzuschütteln, und schaute auf ihren Schreibtisch. Was war noch zu tun? Die Übersetzung, an der sie gerade arbeitete, war erst nächste Woche fällig. Sollte sie ihren Auftraggeber trotzdem anrufen und über ihre Reise informieren? Ach nein, zuerst Klarheit schaffen, zuerst Venedig. Sie warf ihr Mobiltelefon in die Handtasche, das musste genügen. Dann ging sie ins Bad, um sich etwas herzurichten. Viel Make-up benutzte sie nie, aber jetzt sah sie zum Fürchten aus, so konnte sie nicht aus dem Haus gehen. Die schulterlangen, dank Friseur immer noch dunkelblonden Haare waren schnell zu einem Pferdeschwanz gebunden, etwas Puder, das musste genügen. Mit fünfzig musste man nicht mehr wie dreißig aussehen. Sie musterte sich stirnrunzelnd im Spiegel, versuchte, einen Gedanken festzuhalten. Es wollte ihr nicht gelingen.

Als später Max klingelte, um sie abzuholen, stand der Gedanke ihr plötzlich klar vor Augen: Wieso hatte Jonas gewusst, dass es ein schneller Tod gewesen war?

*

Von der nächtlichen Zugfahrt über die Alpen blieb ihr nichts im Gedächtnis. Geschlafen hatte sie kaum. Bilder aus der Vergangenheit hielten sie wach. Simon damals in Frankfurt, zuerst Freund und Berater, den sie ob seiner Weltgewandtheit und seiner Eloquenz bewunderte, dann Liebhaber, der ihre Gefühlswelt nur zu gründlich durcheinanderwirbelte. Sie hatten sich einige Male abends getroffen, in unterschiedlichen Lokalen, hatten etwas getrunken, etwas gegessen, und Simon hatte schmunzelnd akzeptiert, dass sie in der Regel selbst zahlen wollte. Dann lud er sie ins Kino ein, in einen Film, der Maria tief berührte. Simon spürte das, zog sie in seine Arme – und dann waren sie, zumindest in Marias Augen, ein Liebespaar. Einige Monate ging sie wie auf Wolken, war »Simon« ihr erster und ihr letzter Gedanke eines jeden Tages. Dann eröffnete er ihr, auf charmante Weise, zu der ihr kein »Aber« einfiel, dass er nun Deutschland, ja sogar Europa verlassen müsse. Für lange Zeit. Für sein neues Projekt. Sein nächstes Buch.

Ein letztes Abendessen, ein letztes zärtliches Miteinander – und zurück blieb eine unglückliche, verwirrte Frau, die ihm trotz allem nicht böse sein konnte.

Wie hatte sie dann gelebt? Die nächsten Jahre waren in ihrer Erinnerung monoton, unwichtig. Sie hatte ihr Studium später in München fortgesetzt und beendet, hatte nach einigen kleineren Jobs eine Stelle in einem renommierten Verlag gefunden. Hatte für einige Zeit eine Beziehung gehabt mit einem Kollegen, nichts Ernstes. Von Simon las sie gelegentlich in Zeitschriften, mal über ein neues viel gelobtes Buch, mal über eine Liaison, mal über eine Preisverleihung.

Und dann, eines Sonntags, war Simon wieder da.

Es war einer dieser letzten schönen Septembertage gewesen, an denen man mittags noch einmal die Sonne auf der Haut spüren kann, an denen die ganze Stadt draußen zu sein scheint. Maria war durch die Isarauen geradelt und streckte nun auf einer Bank die Beine von sich. Spürte die Wärme, freute sich zu leben. Merkte auf einmal, dass jemand sie beobachtete. Ein Mann stand ein paar Meter von ihr ent-

fernt, trotz der Wärme in eine gefütterte Jacke gehüllt, den Kragen hochgeschlagen, die Hände in den Taschen. Simon. Oder besser: ein Schatten des Simons, den sie gekannt hatte: die Haare dünn geworden, das Gesicht blass mit tiefen Furchen, ernst. War er es wirklich?

Er kam näher, blieb vor ihr stehen, streckte eine Hand aus, sagte leise: »Maria.«

Diese Szene vor allen anderen war es, die ihr immer wieder durch den Kopf ging, in all diesen Jahren immer wieder, auch jetzt auf der Zugfahrt über den Brenner. Er hatte so seltsam ausgesehen, so erschöpft, krank. Sie hatten ein paar Worte gewechselt, an die sie sich nie erinnern konnte. Fremd waren sie sich geworden, und schweigend saßen sie eine ganze Weile nebeneinander auf der sonnigen Parkbank, Simon in seine warme Jacke gehüllt.

»Was tust du in München?«, fragte Maria schließlich.

»Dich suchen«, war seine Antwort.

Er war längere Zeit krank gewesen, erfuhr sie dann, danach zur Kur, und München war die Stadt, in der er »in die Zivilisation zurückfinden« wollte, so hatte er es ausgedrückt.

Als der Zug in Venedig einfuhr, erwachte Maria aus einem unruhigen Dämmer Schlaf. Max nahm ihrer beider Taschen und führte Maria in ein Café in Bahnhofsnähe. Er stürzte einen Espresso hinunter und ging danach telefonieren. Maria schlürfte ihren Kaffee langsam und fühlte dankbar die Wärme und das belebende Gefühl in ihrem Körper. Allmählich drangen auch die italienischen Gesprächsfetzen der anderen Café-Gäste in ihr Bewusstsein. Die Sonne schien durchs Fenster. Herbst in Venedig, gar kein Vergleich zu München jetzt im November. In Venedig hatte Simon ihr einen Heiratsantrag gemacht, vor fast fünf Jahren. Simon hatte Venedig geliebt, war oft dort gewesen. Sein erster Bucherfolg hatte in Venedig gespielt, ein historischer Roman, der die Serenissima in ihren Licht- und Schattenseiten zeigte. Der Bestseller, über den sie sich kennengelernt hatten. Für seine weiteren Bücher hatte er Schauplätze in aller Welt gewählt, was Recherchereisen von Zent-

ralamerika über den Mittleren Osten bis Zentralchina erfordert hatte. Aber nach Venedig war er immer wieder zurückgekehrt, aus Liebe zu dieser Stadt und ihrem Zauber, und er hatte Maria damit angesteckt.

Das war in den Jahren in München gewesen, in der Zeit, die in den Isarauen begonnen hatte, mit seinem Satz »Dich suchen«. So verwirrt war sie, ihn wiederzutreffen, ihn so verändert wiederzutreffen, dass sie ganz vergessen hatte, nach der Bedeutung dieses Satzes zu fragen. Warum hätte er sie suchen sollen? Und warum, wie, sie finden sollen? Er war berühmt, kannte überall Menschen, sie dagegen war eine unbedeutende Verlagsmitarbeiterin. Die Frage nach dem Warum war ihr allerdings erst viel später gekommen. Damals war sie nur von Mitleid erfüllt gewesen, weil er so krank aussah. Ein paar Tage lang hatte sie ihn bemuttert: kochte für ihn, traf ihn zu Spaziergängen, redete mit ihm über dieses und jenes. Wenn sie es sich genau überlegte, redete vor allem sie. Zwei Wochen blieb er in München, und in dem Maße, wie sein gealtertes Aussehen ihr vertraut wurde, wuchs der alte Zauber wieder, sah sie sein gelegentlich wieder aufblitzendes Lachen, hörte die Wärme in seiner Stimme. Bevor er abreiste, auch jetzt auf Recherchereise, zurück in seinen Alltag, wie er es ausdrückte, fragte er sie, ob er wiederkommen solle. So, wie sie ihn angestrahlt hatte, war keine Antwort mehr nötig gewesen.

Max kam zurück ins Café, winkte dem Wirt, noch einmal Kaffee zu bringen, und ließ sich, sichtlich erleichtert, auf den Stuhl fallen.

»Alles so weit geregelt«, sagte er.

Maria durchzuckte eine wilde Hoffnung – Max so entspannt, so – sollte alles doch ein Irrtum gewesen sein? Ein verrückter, entsetzlicher ... Aber Max sprach schon weiter.

»Im Krankenhaus erwarten sie uns. Ich habe ein Wassertaxi bestellt. Für einen weiteren Kaffee reicht die Zeit aber noch. Magst du nichts essen?« Maria schüttelte stumm den Kopf und umklammerte die Tasse mit frischem Kaffee, die der Wirt vor sie hinstellte, um das erneute Zittern ihrer Hände zu verbergen. Wie konnte Max nur so lo-

cker sein? So nüchtern über ... darüber reden? Sie trank den Kaffee in kleinen Schlucken, ließ Max bezahlen, folgte ihm zum Wassertaxi, ließ sich durch die Kanäle fahren, ohne etwas von der Stadt wahrzunehmen, folgte ihm über den noch fast leeren Campo bis zum Krankenhaus. Dort führte man sie in ein leicht abgedunkeltes Zimmer mit einem einzelnen Bett in der Mitte, darauf eine stille Gestalt.

Simon. Die Realität. Die Unvermeidlichkeit. Sie bemühte sich, die Beine zu straffen und die Bodenhaftung nicht zu verlieren. Vorsichtig berührte sie die Hände des Liegenden, die man ihm vor der Brust gekreuzt hatte. Kalt, fremd fühlten sie sich an. Simon, der Wärme so gebraucht hatte, der so leicht gefroren hatte, lag hier so kalt, so allein.

Sie starrte auf sein blasses Gesicht hinunter, die geschlossenen Augen. Betete stumm, er möge sie doch anschauen. Von dem Gespräch zwischen Max und dem anderen Mann im Zimmer – ein Arzt? – bekam sie nicht viel mit, auch nicht, als der fremde Mann ins Deutsche wechselte. Als Max sie an der Schulter herumziehen wollte, fauchte sie ihn an: »Kann ich *bitte* einen Augenblick meine Ruhe haben?«

Die beiden Männer verließen das Zimmer, dann war alles still. Warum, Simon, fragte sie wortlos, warum? Was ist passiert?

Irgendwann öffnete sich die Tür wieder, und der fremde Mann trat herein. »Signora«, sagte er sanft, »Signora, potrebbe cortesemente rispondere ad un paio di domande – äh, können Sie, äh, paar Fragen beantworten, bitte?«

Sie blickte erstaunt auf. »Aber ich weiß doch selbst nichts, ich war doch gar nicht hier«, entgegnete sie und wunderte sich, dass ihre Stimme so normal klang.

»Ihr Mann war, ähm, gesund?«, fragte der andere. Sein Deutsch war trotz Akzent gut verständlich.

»Ja, sicher. Bisschen erhöhter Blutdruck vielleicht. Sonst nichts«, sie zögerte, »jedenfalls nicht dass ich wüsste. Er hat eigentlich nicht über seine Gesundheit gesprochen. Haben Sie denn keinen Grund gefunden, wieso ...«, sie konnte nicht weitersprechen.

»Ärzte 'aben bis'er nichts finden können«, meinte er. »'atte Ihr Mann, äh, Feinde?«

»Feinde? Aber wieso das denn? Die Ärzte? Sind denn nicht *Sie* der Arzt?« Maria war verwirrt.

»Nein, Signora Ermane, vielleicht 'aben Sie nicht verstanden, vorhin? Ich bin von Polizei, Collani ist meine Name.«

»Polizei? Hören Sie, allmählich verstehe ich gar nichts mehr. Was wollen Sie von mir? Und«, sie wurde plötzlich lauter, »wenn Sie schon so gut Deutsch sprechen: Ich heiße Hermann, Hermann, ja?«

Sie drehte sich zu Simons Körper um, erschrocken, als ob sie ihn gestört hätte, und brach in hilfloses Schluchzen aus. Der Mann führte sie zu einem Stuhl und hielt sanft ihre Hand, bis sie sich einigermassen beruhigt hatte.

»Geht wieder, Signo – Frau 'Ermann?«, fragte er mitleidig. Sie nickte und fragte ihrerseits: »Wo ist Max – äh, Herr Kreutzer?«

»Er telefoniert, wegen Sarg und Transport und so. Frau 'Ermann, bitte keine Angst. Es ist alles in Ordnung. Machen Sie keine Sorgen, bitte. Wir müssen Formalia beachten, verstehen Sie bitte.«

Warum fragen Sie dann nach Feinden?, wollte sie entgegnen, war aber zu erschöpft. Max kam wieder herein und streckte die Hand nach ihr aus.

»Komm, meine Liebe, komm, wir können hier nichts mehr tun. Schlafen wir ein paar Stunden, bevor wir zurückfahren.«

»Zurückfahren? Und – Simon?« Sie blickte noch einmal zu dem stillen Körper, der ihr so fremd und doch so vertraut war.

»Der Bestatter kümmert sich, Liebes«, Max schob sie behutsam aus dem Raum, »wir gehen jetzt erst mal in Simons Hotel.«

Simons Hotel, seine Sachen, das stand ihr ja auch noch bevor. Maria biss die Zähne zusammen und ließ sich aus dem Krankenhaus führen. An der Pforte drückte ihr jemand einen großen Umschlag in die Hand, den sie verständnislos anstarrte. »Was ist das?«

»Seine Sachen«, sagte Max, »was er bei sich hatte. Uhr, Ring, Schlüs-

sel, Handy und so. Schau mal kurz rein, ob es vollständig ist.« Er schob sie hinaus auf den Campo.

»Vollständig? Woher soll ich denn das wissen?« Maria blinzelte in die Sonne, geblendet nach dem abgedunkelten Zimmer und den gedämpft beleuchteten Gängen. Sie schaute abwechselnd Max und den Umschlag an. »Max, bitte –«, sie streckte ihm den Umschlag hilflos entgegen.

Plötzlich rempelte jemand sie an, sodass sie Max in die Arme flog. Den Umschlag ließ sie erschrocken los. Max stieß sie zurück und rannte davon. Maria blieb zitternd stehen. Schritte hinter ihr: Der Mann von der Polizei, Colloni oder Goldoni oder so, stand vor ihr.

»Ist passiert was? Signora?« Er schaute sie prüfend an. Sie wusste nicht recht, was sie antworten sollte, suchte nach Worten. Da kam Max zurückgerannt, keuchend, mit wirrem Haar. »Taschendieb! Dieb! Er hat«, er brach ab, um zu Atem zu kommen. »Die persönlichen Dinge, den Umschlag – warum hast du ihn denn nicht eingesteckt, zum Teufel?«, fuhr er Maria plötzlich an. Ihr dämmerte allmählich, was geschehen war. »Jemand hat mich angerempelt und mir diesen Umschlag weggenommen«, erklärte sie dem Polizeibeamten, »und Max ist ihm nach. Du hast doch noch gesagt, ich soll hineinschauen, Max, ich kann doch nichts dafür ...«, sie brach in hemmungsloses Schluchzen aus. Die zwei Männer standen regungslos vor ihr. Dann nahm der Polizist sie vorsichtig an den Schultern und zog sie leicht an sich.

»Va bene, Signora, ist gut, alles gut«, sagte er leise, dann zu Max: »‘aben Sie ihn gesehen, der Dieb? Können Sie beschreiben?« Max antwortete: »Es ging so schnell. Ich habe Maria angeschaut, sonst niemanden. Er war etwa so groß wie ich, Jeans, kurze dunkle Jacke, dunkle Haare – mehr weiß ich nicht. Ich bin ihm nach und hab ihn da drüben noch laufen sehen, dort um die Ecke laufen. Als ich da ankam, hab ich ihn nicht mehr finden können. Ach, Maria, es tut mir leid, dass ich dich so angefahren habe. Bitte, komm.« Er zog sie zu sich, und der Polizist ließ sie sofort los. »Maria, es tut mir so leid«, wiederholte Max.